

SERIE AUS DEM JEVERSCHEN WOCHENBLATT:

In Würde sterben

Nach Jahren der Vorbereitung soll endlich ein Hospiz für die Region Friesland-Wilhelmshaven entstehen. Das Jeversche Wochenblatt stellt in einer Serie die Hospizbewegung und die Pläne für das Friedel-Orth-Hospiz in Jever vor.



Ihre Zeitung bietet mehr!



Freunde für das Hospiz

Finanzierung noch nicht ganz gesichert

Friedel-Orth-Stiftung, Diakonisches Werk und Hospiz-Initiative ziehen an einem Strang.

JEVER/HBU – Die Pläne sind fertig, die Finanzierung für den Neubau ist gesichert, die laufenden Kosten werden überwiegend von Kranken- und Pflegekassen getragen. Nur ein kleines Fragezeichen steht noch hinter der Errichtung eines Hospizes in Jever, wo schwerstkranke Menschen einen würdigen und freundlichen Platz zum Sterben finden sollen: Finden sich Freunde und Förderer, die der Einrichtung über die wirtschaftlich schwierige Anlaufphase hinweghelfen werden?

Das Friedel-Orth-Hospiz, benannt nach der Stifterin, soll auf dem großen

Grundstück zwischen Mühlenstraße und Augustenstraße errichtet werden, das früher der Spedition Philipp Orth gehörte. Aus der Orth-Stiftung stehen dafür 1,3 Millionen zur Verfügung.

Partner der Orth-Stiftung sind das Diakonische Werk der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, unter dessen Regie das Haus geführt werden soll, sowie die Hospiz-Initiative Wilhelmshaven-Friesland, ein Verein, der schon seit 1994 einen ehrenamtlichen, ambulanten Hospizdienst anbietet.

Die Stiftung und die Initiative werden sich an der Deckung der Anlaufkosten des Hospizes beteiligen, doch das wird kaum reichen. Denn durch das Sozialgesetzbuch ist vorgeschrieben, dass die Kostenträger 90 Prozent

der laufenden Kosten zuschießen, zehn Prozent müssen durch den Betreiber selbst aufgebracht werden – das werden im Fall des Friedel-Orth-Hospizes in den ersten Jahren rund 60 000 Euro pro Jahr sein. „Das ist die Klippe, an der das Hospiz in der Anfangsphase noch scheitern kann“, sagen Wolfgang Bartels, Geschäftsführer des Diakonischen Werkes, Volker Landig von der Orth-Stiftung und Eberhard von Grumbkow, Vorsitzender der Hospiz-Initiative. Sie werben in diesen Tagen um Unterstützung für die Hospizpläne und stoßen vielfach auf offene Ohren. In dieser Woche ist ein Förderverein gegründet worden, der sich nächste Woche erstmals vorstellen wird.

Der Todkranke steht im Mittelpunkt

Hospiz-Initiative kümmert sich schon seit 1994 um die Begleitung sterbender Menschen

Verein wird das stationäre Hospiz in Jever nach Kräften unterstützen.

von HELMUT BURLAGER

FRIESLAND – Wenn mit dem Bau eines Hospizes in Jever begonnen wird, dann ist nicht nur die Friedel-Orth-Stiftung, die das Haus finanziert, am Ziel. Auch für die Hospiz-Initiative Wilhelmshaven Friesland ist dann eine wichtige Wegmarke erreicht. Denn der Verein ist zwar vor 13 Jahren gegründet worden, um in der Region einen ambulanten Hospizdienst aufzubauen – die ehrenamtliche Begleitung sterbender Menschen durch geschulte Kräfte. Doch schon bald ist bei den Vorstandsmitgliedern und den aktiven Sterbegleitern die Erkenntnis gewachsen, dass ambulante Hilfe irgendwann an Grenzen stößt, nämlich wenn die Pflege zu Hause zu aufwändig wird oder die Angehörigen mit der Situation überfordert sind.

Dann ist der Zeitpunkt gekommen, dass Schwerstkranke ihr Leben in einem Hospiz würdevoll beenden. Das Friedel-Orth-Hospiz soll Menschen eine letzte Zuflucht bieten, einen geschützten Raum, in dem Schmerzen gelindert und individuelle Bedürfnisse gehörig werden. Sie sind hier Gäste, nicht Patienten. Dass der Sterbende die letzte Lebensphase weitgehend schmerzfrei und so bewusst wie möglich erleben kann, dafür sorgt ein Team aus Pflegern, Ärzten, Seelsorgern und ehrenamtlichen Hospizhelfern. Letztere werden von der Hospiz-Initiative Wilhelmshaven-Friesland kommen. Aus einer kirchlichen Initiative in Neuende heraus entstanden, arbeitet dieser Verein unabhängig und überkonfessionell, und er deckt den ganzen Raum Friesland-Wilhelmshaven ab, was auch in der Vorstandsbesetzung deutlich wird. Vorsitzender ist seit 1999 Eberhard von Grumbkow aus Schortens, seit März 2007 gehören auch Sabine Asseburg und Jan-Alexander Bury aus Jever dem Vorstand an, daneben noch Doris Mühlen-



Eberhard von Grumbkow, Sabine Asseburg und Jan-Alexander Bury (v.r.) gehören dem Vorstand der Hospiz-Initiative an.

meister und Annegret Wohlers. Von 180 Mitgliedern sind 25 in einer Einsatzgruppe freiwilliger Helferinnen und Helfer („Begleiter“) aktiv, überwiegend Frauen. Die Kosten für Ausbildung, Fortbildung, Supervision und Verwaltung werden aus Beiträgen, Spenden und aus Zuschüssen der Kassen bezahlt.

„Leben bis zuletzt“ ist das Motto der Hospiz-Initiative. „Wir begleiten Schwerkranke, Sterbende, Angehörige und Freunde auf dem Weg durch Abschied, Leid und Trauer, vergessen aber nicht Freude am Leben mit Zuversicht und Hoffnung“, heißt es in einer Broschüre des Vereins.

Der Tod soll nicht als Niederlage angesehen werden, sondern als etwas Natürliches, und so sollte das Sterben auch nicht aus dem Leben verbannt, weniger tabuisiert werden. Wirksame Schmerztherapien machen es möglich, dass Menschen nicht mehr so oft unter Schmerzen und Angst sterben müssen. Die Arbeit der Hospizhelfer soll dazu beitragen, dass der Sterbenskranke mit seinen Wünschen und

Bedürfnissen ganz im Mittelpunkt steht und dass Angehörige und Freunde nicht alleingelassen werden.

Öffentlichkeitsarbeit gehört zu den wichtigen Aufgaben des Vereins, denn die Leute sollen wissen, dass es dieses kostenlose Angebot gibt. „Wir werden leider oft zu spät gerufen, für eine ordentliche Begleitung, um auch ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, bleibt oft wenig Zeit“, sagt Sabine Asseburg, die selbst als Begleiterin ausgebildet wurde und aktiv ist. Der Sterbende selbst übrigens muss um die Begleitung bitten. „Wir lassen uns nicht schicken“, sagt Eberhard von Grumbkow.

Die Hospiz-Initiative hatte eigene Pläne für ein stationäres Hospiz, sah trotz ihrer Bemühungen jedoch keine Möglichkeit, sie zu realisieren. Dass die Orth-Stiftung es nun schafft, ein Hospiz mit acht Plätzen zu bauen, sieht der Verein als Glücksfall an und wird sich mit ehrenamtlicher Arbeit und mit eigenem Geld am Aufbau beteiligen.

Noch einmal ein Glas Sekt in der Badewanne

Im Hospiz bleibt Individualität erhalten, weiß Sterbebegleiterin Samie Brünagel aus Jever-Rahrdum

Die meisten Mitarbeiter der Hospiz-Initiative haben persönlich mit Tod und Sterben zu tun gehabt. Die 41-Jährige aus Rahrdum nicht. Sie hat sich auf eine Anzeige hin gemeldet.

VON ALICE DÜWEL

FRIESLAND – Samie Brünagel (41) aus Rahrdum hat eine Ausbildung als Sterbebegleiterin bei der Hospiz-Initiative Wilhelmshaven absolviert. Wenn das stationäre Hospiz in Jever fertig ist, will sie einmal in der Woche dort ehrenamtlich arbeiten. Die lebenslustige gebürtige Rheinländerin ist Arzthelferin von Beruf und Mutter von einem zwölf- und einem neunjährigen Jungen.

WOCHEBLATT: Ist es in einer stationären Einrichtung leichter, einen sterbenden Menschen zu begleiten, als zu Hause?

BRÜNAGEL: Nicht unbedingt, zu Hause gibt es Bücher, Bilder und Musik, alles Dinge, aus denen wir lesen können, wie ein Mensch ist, was er mag.

WOCHEBLATT: Was reizt Sie daran, im stationären Hospiz zu helfen?

BRÜNAGEL: Die meisten Familienmitglieder sind mit der intensiven Pflege eines Schwerkranken zu Hause irgendwann überfordert. Das Hospiz ist für mich die einzige brauchbare Alternative. Da wird die Individualität weitestgehend erhalten. Wenn einer müde ist, dann schläft er eben bis 12 Uhr und wenn er ein halbes Hähnchen haben will, dann kriegt er das. Es wird auch ermöglicht, wenn ein Sterbender noch einmal ein Glas Sekt in der Badewanne trinken möchte. Dazu kommt die besondere, heimelige, geborgene Atmosphäre. Da gibt es keine hektischen Pflegestößen, sondern Ruhe und Harmonie. Das finde ich wichtig und förderndswert.

WOCHEBLATT: Die Hospiz-Initiative wählt sehr genau aus, welcher Begleiter zu wem passt. Ist es da von Vorteil, wenn man viele Gemeinsamkeiten hat, oder fällt es Ihnen dann schwerer, sich emotional abzutrennen?

BRÜNAGEL: Gewisse Bezugsgrößen sind



Samie Brünagel aus Rahrdum ist Sterbebegleiterin.

für den Start nicht schlecht, aber die Gefahr ist dann größer, dass es einen sehr berührt. Es kann auch reizvoll sein, jemanden kennenzulernen, der völlig anders ist als man selbst. Wie stark die emotionale Bindung letztlich ist, ist Charaktersache – wie viel lasse ich an mich heran?

WOCHEBLATT: Wie grenzen Sie sich ab?

BRÜNAGEL: Ich hab mich noch nicht abgegrenzt, ich bin ja noch Anfängerin. Seit Januar besuche ich die Lehrgänge, eine Begleitung hatte ich noch nicht.

WOCHEBLATT: Wo setzen Sie ihre Grenze, wann glauben Sie, fängt es an, dass Sie sich im Umgang mit einem Sterbenden verbiegen müssen?

BRÜNAGEL: Die Grenze ist individuell. Je mehr mich jemand berührt, desto mehr muss ich aufpassen. Ich bin jemand, der sehr mitfühlend ist.

WOCHEBLATT: Welchen Beitrag leistet Ihre Familie?

BRÜNAGEL: Die Familie sollte gar keinen Beitrag leisten. Wir unterliegen ja auch der Schweigepflicht. Meine Kinder lasse ich auf jeden Fall außen vor. Mein Mann hat das von Anfang an mitgelebt und mit-

getragen. Grundsätzlich soll man sich aber in der Gruppe gehalten und getragen fühlen.

WOCHEBLATT: Was können Sie tun, um unangenehmes Schweigen zu durchbrechen?

BRÜNAGEL: Es ist immer die Frage, was findet man unangenehm? Wir Gesunden, die wir voll im Leben stehen, treten immer mit dem Ideal an, dass wir demjenigen, den wir besuchen, eine schöne Zeit machen wollen. Schweigen ist peinlich, das will keiner. Aber in der Sterbegleitung kommt das viel öfter vor als man glaubt. Es kann auch mal passieren, dass wir weggeschickt werden, oder wir dürfen bleiben, aber der Sterbende will nicht sprechen. Hospiz leistet sich das, da zu sein ohne zu reden. Manchmal reicht die pure Anwesenheit. Wir Fragen einfach, was gewollt ist. Damit signalisieren wir ja auch, dass es um den zu Begleitenden geht, nicht um uns.

WOCHEBLATT: Muss man selbst einen geliebten Menschen verloren haben, um anderen in einer solchen Situation helfen zu können?

BRÜNAGEL: Die meisten haben irgendwo eine Berührung mit dem Thema. Bei mir war das nicht so. Ich habe mich auf eine Zeitungsannonce hin für die Ausbildung entschieden. Einen Todesfall hatte ich in meinem persönlichen Umfeld noch nicht, aber ich beschäftigte mich seit zehn Jahren mit Tod und Sterben.

WOCHEBLATT: Mit 41 Jahren sind Sie eine sehr junge Sterbebegleiterin. Ist das eine Arbeit, die Jüngere nicht leisten können?

BRÜNAGEL: Mit 20 kann man das nicht machen. Besonders ältere Menschen finden besser einen Zugang zu Mitarbeitern, die reifer sind.

WOCHEBLATT: Fühlen Sie sich durch die Ausbildung bei der Hospiz-Initiative ausreichend vorbereitet?

BRÜNAGEL: Die Ausbildung hilft, eine positive Grundstimmung zu finden. Da wird viel gelacht, aber auch geweint. Gleich am ersten Wochenende weint der ganze Saal. Die Psychologin dreht sich im Rollenspiel zu dir um und sagt: „Sie haben die Diagnose: Sie werden sterben. Wie fühlen sie sich?“ Da pocht das Herz und die Hände werden schwitzig. Man hat dann ein neues Gefühl für andere Menschen.

So lange wie möglich zu Hause sein

Speziell ausgebildete Pflegekräfte kümmern sich bei der Diakonie um sterbende Patienten

Ambulante Pflege auch bei Schwerstkranken ist eine Alternative zu Heim, Krankenhaus und Hospiz.

von HELMUT BURLAGER

FRIESLAND/WILHELMSHAVEN – Wenn das Leben zu Ende geht, ist es der Wunsch vieler Todkranker, dass sie die letzten Tage in gewohnter Umgebung, zu Hause in der Familie, verbringen können. Der Fortschritt der Palliativmedizin*, die heute Schwerstkranken wenigstens ihre Schmerzen zu nehmen vermag, macht es möglich, dass dieser Wunsch häufig erfüllt werden kann.

Die Pflegebranche stellt sich darauf ein. So hat die Sozialstation des Diakonischen Werkes Friesland-Wilhelmshaven bereits zwei Palliativschwestern im Einsatz, zwei weitere werden derzeit ausgebildet. „Das Ziel ist, dass die Patienten zu Hause bleiben können, wenn und so lange sie es wollen“, sagt Käthe Edenuizen, Pflegedienstleiterin der Diakoniestation, die seit wenigen Wochen auch in der Trägerschaft der jeverländischen Kirchengemeinden steht.

Das Ziel ambulanter Krankenpflege ist ganz generell die Vermeidung von Heim- und Krankenhausaufenthalten. Das gilt zunehmend auch für Schwerstkranken. Auch wenn die Palliativpflege ein neues Blatt im Tätigkeitskatalog der Diakonie ist – sie betreibt den größten ambulanten Pflegedienst in Wilhelmshaven mit 22 Mitarbeiterinnen – wird sie doch gut in Anspruch genommen. Käthe Edenuizen spricht von etwa zehn Fällen im Jahr, in denen Angehörige, Ärzte oder Krankenhäuser schwerstkranke und sterbende Patienten an die Diakonie vermitteln. Sie ist nicht nur wegen der speziell ausgebildeten Kräfte für diese Arbeit besonders geeignet, sondern auch durch das Rundum-Paket, das sie darüber hinaus bieten kann, von der Schulung für pflegende Angehörige über Beratung, Hilfsmittelverleih, Hausnotruf und Essen auf Rädern bis hin zur Seelsorge durch den Diakoniepfarrer oder seine Kollegen aus den Kirchengemeinden.



Eine gestellte Szene: Kristina Borgardt, Christa Dalkowski, Pflegedienstleiterin Käthe Edenuizen und Irina Schmidt (von links um das Bett stehend) kümmern sich um die Patientin, die von ihrer Kollegin

Christel Schlosser dargestellt wird. In der Diakoniestation an der Weserstraße in Wilhelmshaven wird auch für die Pflege Schwerstkranker ausgebildet.

FOTO: BURLAGER

Im Bereich der Pflege sterbender Menschen arbeitet die Diakonie eng mit der Hospizinitiative Wilhelmshaven-Friesland zusammen, professionelle Pflegekräfte und ehrenamtliche Sterbebegleiter ergänzen sich, stimmen sich ab, unterstützen auch die Familien stark.

Drei- bis viermal am Tag, wenn nötig auch öfter, kommen die Palliativ-Krankenschwestern zu den Patienten, der Aufwand ist deutlich höher als in „normalen“ Pflegesituationen, die Belastung für die Pfleger natürlich auch. Es bedarf dafür starker Persönlichkeiten, großen Fingerspitzengefühls und einer guten Balance von Nähe und Distanz. „Es geht darum, den Patienten wahrzunehmen mit seinen besonderen Bedürfnissen“, sagt Käthe Edenuizen. Vielfach entlastet diese Intensivpflege aber auch die pflegenden Angehörigen.

Es gibt Situationen, in denen ambulante Hilfe nicht mehr geht: wenn der

Zeitaufwand zu groß wird und vier bis fünf Besuche am Tag nicht mehr reichen; oder wenn die Belastung für Familien einfach zu schwer wird. Dann sind die Möglichkeiten der Sozialstation irgendwann doch erschöpft, und deshalb befürwortet Käthe Edenuizen uneingeschränkt den Bau eines Hospizes in Jever, wo Sterbende in Würde die letzte Zeit verbringen sollen – in einer „Herberge“, wie sie sagt, in der der Kranke nicht mehr Patient, sondern Gast sein soll und wo ihm Lebensbegleitung angeboten wird für ein Leben in Würde bis zuletzt. Der Pflegedienst sieht im Hospiz keine Konkurrenz, im Gegenteil: Schließlich ist die Diakonie Friesland-Wilhelmshaven auch Mitglied in der Hospizinitiative.

* palliativ = die Beschwerden einer Krankheit lindernd, aber nicht die Ursachen bekämpfend

Jetzt kommt es auf die Bürger an

Förderverein für das Friedel-Orth-Hospiz will Finanzierungslücke schließen

JEVER/FRIESLAND/HBU – Der Sachstand des geplanten Friedel-Orth-Hospizes ist zurzeit: Es wird nicht gebaut. Dass die Initiatoren von der Philipp-Orth-Stiftung, vom Diakonischen Werk Oldenburg und von der Hospiz-Initiative Wilhelms-haven-Friesland dennoch zuversichtlich nach vorn schauen, muss man also erklären: Rund 200 000 Euro fehlen, um die erwarteten Anlaufverluste des geplanten Sterbehospizes abzudecken. Die drei beteiligten Partner haben ihre Möglichkeiten „bis ans Limit ausgereizt“, wie Jürgen Ludewig, Vorsitzender des Stiftungsvorstands, gestern in einem Pressegespräch sagte. Es reicht also nicht. Deshalb ist in der vergangenen Woche der Förderverein Friedel-Orth-Hospiz gegründet worden, und der soll nun neben den anderen Beteiligten den Hospizgedanken so populär machen, dass durch Sponsoren und För-

derer die rund 60 000 bis 70 000 Euro jährlich fließen, die gebraucht werden, um das Hospiz auf eine sichere und dauerhafte wirtschaftliche Basis zu stellen.

Zunächst sucht der Förderverein natürlich Mitglieder, die für einen Jahresmindestbeitrag von nur 20 Euro dabei sind. Doch gilt es darüber hinaus, Spenden einzuwerben und dauerhafte Sponsoren, Einzelpersonen, Firmen und Organisationen zu finden, die helfen, das Ziel zu erreichen.

„Die Aufgeschlossenheit ist groß“, so der erste Eindruck von Pastor Volker Landig. Deshalb ist der neu gegründete Verein, der bislang zwölf Mitglieder hat, zuversichtlich, zum Beispiel die Serviceclubs als Unterstützer gewinnen zu können. Auch der Landkreis und die Stadt Jever haben bereits signalisiert, dass sie sich finanziell engagieren wollen.

Der Bau des Hospizes auf dem Grundstück der Orth-Stiftung an der Mühlenstraße für 1,25 Millionen Euro ist finanziell gesichert, auch beteiligen sich die Stiftung und die Hospiz-Initiative an den Anlaufkosten, solange das Diakonische Werk als Betreiber keine Vollauslastung für die acht Betten des Hospizes erreicht. Aber das langt nicht, an den fehlenden 200 000 Euro droht das Projekt noch zu scheitern. „Unser Aufruf geht an die Region, diese Lücke zu schließen“, so Volker Landig.

Auch Wolfgang Bartels, Geschäftsführer des Diakonischen Werkes, ist zuversichtlich. „Wir stoßen überall auf offene Ohren“, sagte er. Der Förderverein hat Spendenkonten bei den jeverschen Geldinstituten eingerichtet: LzO: 050 104 777, OLB 930 722 6200, Volksbank: 118804 4001.



Der Förderverein für das Friedel-Orth-Hospiz stellte sich gestern vor. Von links Vorsitzender Volker Landig, die Vorstandsmitglieder Klaus Schulze und Doortje Sabin, Eberhard von Grumbkow von der Hospiz-Initiative, Vorstandsmitglied Annelie Schilling, Jürgen Ludewig von der Philipp-Orth-Stiftung und Wolfgang Bartels vom Diakonischen Werk Oldenburg.

FOTO: BURLAGER

Stifterin wollte etwas für Ältere tun

Das Friedel-Orth-Hospiz wird nach der Witwe des wohlhabenden Spediteurs Philipp Orth benannt

Eine Herberge für sterbenskranke Menschen würde den letzten Willen der Jeveranerin erfüllen.

von HELMUT BURLAGER

JEVER/HBU – Es ist kein Zufall, dass der Stiftungsvorstand der Philipp-Orth-Stiftung ausgerechnet ein Hospiz bauen möchte. „Entscheidend für uns ist, dass der Wille des Stifters umgesetzt wird“, sagt der Vorsitzende Jürgen Ludewig. Im Falle der Orth-Stiftung hieß die Stifterin Friedel Orth, sie war Witwe des Spediteurs Philipp Orth, der in der Nachkriegszeit mit seinem Transportunternehmen ein Vermögen gemacht hatte.

Geld, das er nach seinem Tod im Jahre 1999 an seine Frau vererbte, die es umgehend in die Stiftung einbrachte, die den Namen ihres Mannes trägt. Als Verwendungszweck verfügte Friedel Orth, die im Jahr 2001 starb, neben der Förderung von Kunst und Kultur sowie der Jugend schwerkundtmäßig eine Investition in die Schaffung von Wohnraum für hilfsbedürftige ältere Menschen. 1999 wurde die Stiftung gegründet, und nach einem geeigneten Verwendungszweck suchend, kam der Vorstand 2003 auf den Gedanken, mit dem Bau eines Hospizes eine Versorgungslücke im Nordwesten zu schließen. Das nächste Sterbehospiz mit zwölf Plätzen gibt es in Oldenburg.

Die mit Millionen dotierte Orth-Stiftung wird nicht nur das notwendige Kapital für den Bau des 1,25 Millionen teuren Hospizes aufbringen, sondern auch zur Anschubfinanzierung der Einrichtung beitragen. Die Herberge für sterbenskranke Menschen wird zudem auf einem stiftungseigenen Grundstück, nämlich dem 8000 Quadratmeter großen Gelände zwischen Mühlen-

straße und Augustenstraße, errichtet, wo früher die Spedition Orth angesiedelt war und auch die Villa des Stifter-ehepaars noch steht.

Das Hospiz wird nach Plänen des Architekten Egon Temmen vom Diakonie-Service-Zentrum Oldenburg auf dem freien Gelände zwischen den ehemaligen Hallen der Spedition und dem Wohnhaus errichtet. Die solide gebaute Villa, in der zurzeit der Kindergarten der Tagesbildungsstätte Upjever der GPS provisorisch untergebracht ist, kann so später noch in das Ensemble einbezogen werden. Sie bleibt jedenfalls stehen.

Der ein- bis zweigeschossige, optisch ansprechend gegliederte Gebäudekomplex des geplanten Hospizes wird acht Einzelzimmer für die Gäste, jeweils mit eigenem Bad ausgestattet, und daneben viele Funktionsräume, Küche, Aufenthaltsräume, Dienstzimmer, einen „Raum der Stille“ und Zimmer für Angehörige umfassen. Es soll eine warme, wohnliche Atmosphäre bieten, ein letztes Zuhause für Sterbende sein, die hier nicht mehr medizinisch behandelt, wohl aber medikamentös und pflegerisch so versorgt werden, dass sie die letzten Tage und Wochen ihres Lebens in Ruhe und Würde, ganz nach den eigenen Wünschen verbringen können.

Neben den bis zu elf hauptberuflichen Mitarbeitern, die das Diakonische Werk Oldenburg als Betreiber des Hospizes anstellen wird, stehen zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Hospiz-Initiative Wilhelmshaven-Friesland bereit, in dem Haus ehrenamtlich als Begleiter und Helfer tätig zu werden. Schon jetzt gebe es Anfragen von Pflegekräften, die gerne in ein solches Hospiz wechseln würden, berichtet Wolfgang Bartels vom Diakonischen Werk Oldenburg.

Sollte die Entscheidung für den Bau endgültig fallen – im Januar befasst sich der Auf-



2500 Quadratmeter groß ist der Baugrund für das Hospiz, gelegen zwischen der Orth-Villa an der Augustenstraße (im Hintergrund) und den früheren Hallen der Spedition Philipp Orth an der Mühlenstraße. Die Villa soll stehen bleiben, bebaut wird die Rasenfläche.

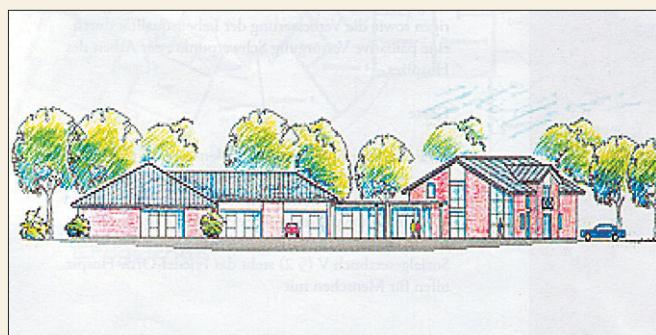
FOTO: BURLAGER

sichtsrat des Diakonischen Werkes mit dem Thema, noch ist die Finanzierung der Anlaufverluste nicht ganz gesichert – könnte es in der zweiten Jahreshälfte losgehen.

Es wäre dann das 23. Hospiz bundesweit, das die Diakonie betreibt. Für die Oldenburger ist es Neuland, für die Orth-Stiftung ebenfalls. Im Sinne der Stifter wäre die Gründung des Hospizes ganz bestimmt, nicht nur wegen des sozialen Zweckes. Denn Philipp Orth war vielleicht zu Lebzeiten nicht der große Mäzen, aber sein Nachlass wirkt schon seit Jahren segensreich für die Gesellschaft. Und ein mutiger Unternehmer war der bekannte Spediteur allemal.

Würde das Hospiz 2008 gebaut, käme es genau zur rechten Zeit, auch in Erinnerung an die Stifter und zu deren 100. Geburtstag. Friedel und Philipp Orth, die aus Göttingen bzw. Ludwigshafen stammten und nach dem Krieg in Jever ansässig wurden, sind beide im Jahr 1908 geboren.

PLÄNE LIEGEN IN DER SCHUBLADE



Vom Oldenburger Architekten Egon Temmen, Mitarbeiter im Diakonie-Service-Zentrum Oldenburg, ist der Entwurf für das Friedel-Orth-Hospiz in Jever gezeichnet worden, ein stark gegliederter, ein- bis zweigeschossiger

Klinkerbau, der sich gut in die Umgebung an der Augustenstraße einfügt. 1,25 Millionen Euro soll das Haus mit acht Gästebetten kosten. Die Investition wird vollständig von der Philipp-Orth-Stiftung finanziert. HBU

HOSPIZDIENST STATT STERBEHILFE

Die Deutsche Hospiz-Stiftung hat die Bundesregierung im Streit um die Sterbehilfe aufgefordert, mehr Geld für die Behandlung von schwerstkranken Menschen auszugeben. Der Vorstand der Stiftung, Eugen Brysch, sagte nach Angaben von NDR Info Radio, die Gesellschaft ignoriere seit vielen Jahren die Interessen der Schwerstkranken und Sterbenden: „Das ist der entsetzliche Skandal.“ Hier könnten nur die politisch Verantwortlichen handeln. Es müssten mehr Menschen unmittelbar vor ihrem Tod behandelt und betreut wer-

den, um ihnen die Schmerzen zu nehmen, forderte Brysch. So könne dem 2005 in Hannover gegründeten Verein „Dignitate“, einem deutschen Ableger der umstrittenen Schweizer Organisation „Dignitas“, die wirtschaftliche Grundlage entzogen werden. Der Verein hatte in den vergangenen Tagen angekündigt, einem schwerkranken Menschen in Deutschland beim Suizid zu helfen, um einen juristischen Präzedenzfall zu schaffen. Die Organisation will damit vor Gericht das Recht auf Sterbehilfe erstreiten. EPD

„Der Tod ist ein Teil der Schöpfung“

Hospizbewegung hat ihre Wurzeln in der Kirche – Seelsorger allein können die Arbeit nicht leisten

Pastor Achim Jürgens aus Varel ist nach seiner Pensionierung erst so richtig in das Thema eingestiegen, das ihn während des Berufslebens begleitete.

von HELMUT BURLAGER

FRIESLAND – Wenn ihn nicht eines Tages ein gnädiger Tod ganz plötzlich ereilen sollte, dann weiß Achim Jürgens, wo er sterben möchte: Nicht im Krankenhaus, auch nicht unbedingt zu Hause, sondern in einem Hospiz. „Ich bin begeistert von diesem Konzept, dass Sterbende nicht intensivmedizinisch steril untergebracht werden, sondern in einer wohnlichen Umgebung, wo sie bis zuletzt noch eine Qualität im Leben haben“, sagt der pensionierte Pastor. In den letzten Tagen eines Lebens gelte erst recht, was für die gesamte Zeitspanne davor gelten sollte: „Nicht dem Leben mehr Jahre geben, sondern den Jahren mehr Leben.“

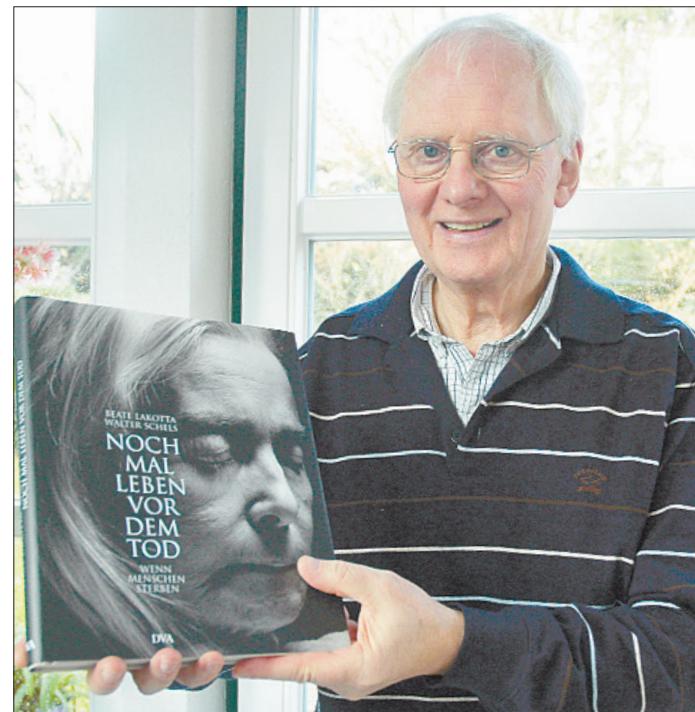
Achim Jürgens ist über drei Jahrzehnte lang Gemeindepfarrer gewesen. Mit Kranken und Sterbenden hat er immer zu tun gehabt, doch erst nach seiner Pensionierung hat er sich dieses Themas so richtig angenommen. Er war Gründungsmitglied und erster Vorsitzender der Hospizbewegung Varel e.V. „Das Thema“, sagt Jürgens, „hat in den letzten zehn, fünfzehn Jahren sehr an Gewicht gewonnen. Früher hat man das Problem, dass Sterbende begleitet werden müssen, nicht so erkannt. Der Tod wurde tabuisiert. Nach dem massenhaften Sterben im Krieg mochte man vielleicht nicht darüber reden. In Zeiten medizinischen Fortschritts wurde der Tod als Feind angesehen. Er durfte nicht sein.“ Auch die Theologie habe den Tod lange als Gegner des Menschen angesehen, als „der Sünde Sold“, wie Apostel Paulus es formuliert habe. Erst in den achtziger, neunziger Jahren sei die Erkenntnis gewachsen, dass Sterben und Tod, „ein Teil der Schöpfung ist, gottgemäß, menschgemäß und naturgemäß“, erklärt der Theologe Jürgens.

Der entspanntere Umgang mit dem Thema Tod hatte für die Pfarrer praktische Konsequenzen: Seit den 70er Jahren wird in der Oldenburger Landeskirche jeder Theologe für die Seelsorge in schweren persönlichen Krisen, also auch bei Krankheit und Tod, speziell ausgebildet. Für Jürgens, der 25 Jahre lang in einer recht jungen Gemeinde in Obenstrohe gewirkt hatte, kam die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema, als er in Rastede eine Gemeinde mit sehr viel höherem Altersdurchschnitt übernahm. In den acht Jahren dort hat er viele Kranke und Sterbende begleitet. Im Ruhestand

zog er mit seiner Frau nach Varel und schloss sich der – von Ärzten initiierten – Hospizinitiative an.

„Die Hospizbewegung ist ja nichts Kirchliches“, sagt Jürgens. „Aber sie hat viele Elemente der Seelsorge übernommen. Der Kranke, der Sterbende steht im Mittelpunkt. Er sagt, was er will. Er hat die Führung bei den Gesprächen. Wenn er über etwas nicht reden möchte, dann gilt das Nein.“ Überhaupt: Die Mitarbeiter der Hospizbewegung, die ausgebildeten Sterbebegleiter, kommen nicht zum Reden, sondern zum Zuhören. Hospizausbildung, das sei „die Schule des Hörens, der Aufmerksamkeit, der Achtung“, erklärt der Mitbegründer der Initiative in Varel, die dort ein festes Domizil in der Oldenburger Straße und eine ganze Reihe ehrenamtlicher, aber eng angebundener Mitarbeiter hat. Regelmäßig bietet die Hospizbewegung solche Lehrgänge an, in denen Interessierte nicht nur die innere Einstellung – Zugewandtheit, Ehrlichkeit, Echtheit, persönliche Wärme – vermittelt bekommen, die für diese schwierige Arbeit nötig ist, sondern auch Sachfragen und ganz konkrete Tipps.

Denn es ist ja nicht leicht, Gespräche mit Schwerkranken zu führen, das Richtige zu sagen und zu tun. Viele der Mitarbeiter kommen aus pflegenden Berufen, sie suchten die Zusatzqualifikation und fanden eine tief befriedigende neue Aufgabe. Doch es gibt auch die Hausfrau, die schon mal einen Angehörigen im Sterben begleitet hat und mehr wissen will und die eine Aufgabe für sich sucht. Oder Berufstätige, die, aus welchen Gründen auch immer, zur Hospizbewegung gefunden haben und sich ehrenamtlich engagieren. Es sind wenig Männer dabei, aber diese wenigen sind sehr aktiv, sind gestandene Persönlichkeiten im Verein wie in der Sterbebegleitung. „Die Mitarbeiter sind sehr stark ausgelastet“, erzählt Achim Jürgens. „Wir haben oft zu wenige Leute.“ Es sei andererseits nicht jedermann Sache, deshalb begleiteten auch Psychologen die Ausbildungsphase



Pastor i.R. Achim Jürgens aus Varel ist einer der Motoren der Hospizbewegung im Landkreis Friesland. Hier zeigt er ein Buch, das seiner Meinung nach jeder lesen sollte: „Noch mal leben vor dem Tod“ von Beate Lakotta und Walter Schels.

und sagten im Zweifelsfalle auch mal einem Kandidaten: Das ist nichts für dich.

Es sei eine „stille, verschwiegene Arbeit“, die da geleistet werde. Neben Zuhören und Reden gehörten Rituale dazu: die Hand zu halten, eine Kerze zu entzünden, ein Gedicht zu lesen, ein Lied zu singen, ein Bild zu zeigen, vertraute Dinge aus glücklichen Tagen in Erinnerung zu rufen.

Das Sterben sei heute nur noch selten sehr dramatisch, weil die ärztliche Kunst so viel weiter sei, weil Schmerztherapie oft die Leiden lindere. Dennoch: Wenn zum Beispiel jüngere Menschen mit der Krebskrankung ringen, wenn junge Mütter sterben, dann geht das auch bei den Begleitern an die Substanz. Supervision, das Aufarbeiten der Erlebnisse mit psychologisch geschulten Fachleuten, ist selbstverständlich. Pausen nach einer schwierigen Begleitungsphase müssen sein.

„Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es eine große Herausforderung und Belastung ist, Sterbende zu begleiten, dass es viele eigene Gefühle aufwühlt und Nachdenken produziert. Aber es ist auch eine riesige Horizonterweiterung und eine Bereicherung des eigenen Lebens“, sagt Jürgens. „Unter dem Strich zeigt sich, dass Menschen, die diese Arbeit tun, das Leben oft neu entdecken. Statt befürchteter Todesangst kann daraus regelrecht Lebensfreude erwachsen.“

Nicht leben müssen, nicht sterben müssen

Im Hospiz versöhnen sich unheilbar Kranke oft mit dem Tod / Schwierige und erfüllende Aufgabe für die Mitarbeiter

In diesem Haus geht es nur noch um die Wünsche und Bedürfnisse der Todkranken.

von HELMUT BURLAGER

OLDENBURG – Nein, das ist kein Krankenhaus. „Setzen Sie sich doch bitte ins Wohnzimmer“, sagt die Mitarbeiterin des Hospizes, die in Jeans und Pullover an der Tür steht und den Besucher hereinlässt. Es geht durch einen hellen freundlichen Flur, einen großen Aufenthaltsraum mit schönen Bildern an der Wand, warm erleuchtet von Stehlampen und Kerzen, und dann ins Wohnzimmer. „Möchten Sie Kaffee?“

Blumen, Grünpflanzen, ein Sessel und ein Fernseher, der Bodenbelag in warmen Farben, darauf abgestimmt der Stoff der Vorhänge und der Anstrich der Wände. Tonfiguren auf dem Tisch, Miniaturen von Menschen im Kreis, die sich gegenseitig stützen und halten. In der Küche bereitet eine Frau ohne Hektik das Frühstück vor, am großen Fenster mit Blick ins Grüne sitzt eine ältere Dame, schwer gezeichnet von Krankheit. Sie lächelt den Besucher an, schaut wieder nach draußen. Wenn jemand vorbeigeht, spricht er ein paar Worte mit ihr. Wenn keiner da ist, ist es still. Sie wird nicht mehr lange leben.

In einem Regal im Wohnzimmer stehen Gedenkbücher. 15 Stück. In den älteren sind nur Namen aufgelistet und Daten dahinter. Immer zwei Tage: das Aufnahmedatum des Menschen, der ins Hospiz kam, und das Sterbedatum. Oft fallen beide Tage in denselben Monat, selten liegen sie zwei oder drei Monate auseinander.

Manchmal ist das Datum, an dem jemand ins Hospiz kam, auch der Tag, an dem er starb.

Die neueren Andachtsbücher sind schöner. Jedem der Gäste, die in diesem Haus gelebt haben und gestorben sind, ist eine Doppelseite gewidmet. Manche sind leer geblieben, dann gab es keinen Angehörigen, der etwas hätte hineinschreiben können oder wollen. Andere sind wunderschön gestaltet, zeigen Fotos von den Menschen, die hier ihren Abschied vom Leben nehmen und sterben durften.

Angehörige sagen den Mitarbeitern Dank, die nicht nur für die Sterbenden da sind, sondern auch für die Nahestehenden, die vielfach schildern, wie sehr ihnen das Haus geholfen hat, mit dem Sterben den, mit sich selbst und mit der ganzen Situation ins Reine zu kommen. Manche schreiben von schönen Stunden.

Das Hospiz in Oldenburg gibt es seit zwölf Jahren, gegründet von einer Bürgerinitiative, getragen von einem Verein, ermöglicht durch eine Erbschaft, die an die katholische Petergemeinde ging. Untergebracht in einer ehemaligen Glaserei, die zurzeit umgebaut und erweitert wird, so dass die Einrichtung von der Georgstraße vorübergehend in die Kanalstraße, in ein Altenheim, umziehen musste.

Leiterin des Hauses ist Susanne Franke, eine sympathische, selbstbewusste, fröhliche Frau, die ein Dutzend Kolleginnen und Kollegen anleitet. Den Sterbenden in ihren letzten Tagen ein richtiges Zuhause zu bieten, eine angenehme und entspannte Atmosphäre zu schaffen, in der nur noch die Wünsche und Bedürfnisse der Gäste zählen, das ist die Arbeit des Hospizes.

Die Mitarbeiterinnen sind sehr erfahren, Fluktuation gibt es, bis auf die Praktikanten, eigentlich kaum. Wer hier anfing, hat seine berufliche Erfüllung gefunden. Wohl ist es nicht jedermann Sache, tagein tagaus mit dem Tod umzugehen und bei jedem Neuankömmling zu wissen, dass man ihm medizinisch nicht mehr helfen kann und dass er bald sterben wird.

Aber die Arbeit ist, wie Susanne Franke sagt, „so, wie man sich das mal vorgestellt hat, als man Krankenschwester werden wollte“. Ganzheitliche Betreuung, totales Eingehen auf den Kranken, Zeit für Gespräche zu haben, dem Kranken das Gefühl zu geben, „nichts mehr zu müssen“, wie Franke sagt: Nicht essen müssen, nicht lachen müssen, keine Medikamente nehmen müssen, nicht gesund werden müssen, nicht sterben müssen.“ Loslassen. Das fällt in der besonderen Atmosphäre dieses Hauses offenbar leichter.

„Das Schwierigste für Anfänger in unserem Team ist oft, ruhiger zu werden“, sagt die Leiterin des Hospizes. „Das ist Arbeit hier. Schwere Arbeit sogar. Aber es ist eine andere.“ Neulich hat sie eine Reinmachefrau, die im Hospiz angefangen hatte und noch ein wenig befangen war, sanft an die Hand genommen und in das Zimmer einer Frau geführt, die in der Nacht gestorben war. Man sah der Toten an, dass sie sich mit dem Sterben versöhnt hatte. „Sie war so schön“, sagt Susanne Franke. Und das sei nicht ungewöhnlich. „Die Leute kommen letztlich deswegen hierher. Der Tod ist eine Erlösung, fast alle Bewohner möchten sterben. Und fast alle bekommen hier in den letzten Tagen eine innere Haltung dem Tod gegenüber, die lautet: Ja, es ist gut jetzt.“



Täglicher Treff der Hausbewohner – soweit sie dazu in der Lage sind – und aller Mitarbeiter, aber auch anwesender Angehöriger und Besucher, ist das gemeinsame Frühstück im großen Aufenthaltsraum des Hospizes. Sonst richtet sich das Leben im Haus nach den Gästen. „Es gibt keinen festen Tagesablauf“, sagt die Leiterin Susanne Franke (rechts).

FOTO: BURLAGER